Die Auswanderer.

Nach dem Polnischen von Dr. Heinrich Ruhe.

I.

Der „Blücher" näherte sich dem Hafen von New York. Auf dem Verdeck wogten die Passagiere, größtentheils Auswanderer, geräuschvoll auf und nieder und unterhielten sich lebhaft mit einander. Nur zwei Personen betheiligten sich nicht an der allgemeinen Heiterkeit, ein schon ältlicher Mann und ein junges Mädchen; traurig standen sie abseits von den übrigen und blickten träumerisch auf die schäumenden Meereswogen. Es waren polnische Bauern; der Alte hieß Lorenz Toporek, und das junge Mädchen war seine Tochter Marie. Vor sechs Monaten war dem Alten die Kuh auf des Nachbars Weide gelaufen; dieser pfändete das Thier und forderte für die Auslieferung drei Rubel. Lorenz wollte nicht zahlen, und die Sache kam vor das Gericht. Der Eigenthümer der Weide verlangte nicht nur den zugefügten Schaden ersetzt, sondern auch Entschädigung für Futterkosten. Der Proceß dauerte lange Zeit, und die Kosten wuchsen mit jedem Tage. Endlich verlor Taporek, und da er nicht zahlen konnte, pfändete man ihm sein Pferd ab, und weil er sich diesem widersetzte, wurde er wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt ins Gefängniß geworfen. Aus Verzweiflung ergab er sich dem Trunke. In der Dorfschenke lernte er einen Agenten kennen, der ihm Wunderdinge über Amerika erzählte. Laurenz Toporek ging in die Falle. Was sollte er in Lipince? Wollte er zu Grunde gehen oder mit dem Stab in der Hand von Haus zu Haus wandern und sein Brod an den Thüren erbetteln? Er verkaufte Hab und Gut und fuhr mit seiner Tochter nach Amerika. Allein die Reise verlief nicht so gut, wie er gehofft hatte. In Hamburg raubte man ihm einen Theil seines Geldes und auf dem Schiffe brachte man ihn mit seiner Tochter im Zwischendeck unter.

Immer deutlicher sah man die Häuser, die Dächer, die Schornsteine und die Kirchthürme von New York. Im Hafen vor der Stadt breitete sich ein Wald von Masten aus mit Tausenden von bunten Fähnchen, mit welchen der Meereswind spielte, wie mit den Blumen auf der Wiese. Das Schiff näherte sich immer mehr dem Lande, und die schöne Stadt lag in aller Pracht vor ihnen.

„Nun, Gott sei Dank!" rief der Alte. „Wenn sie mir nur die Felder in der Nähe der Stadt und jene Wiese da geben wollten! Man hätte es dann nicht weit zur Stadt und zum Markt. Wenn Jahrmarkt ist, wirst Du die Kuh und das Schwein nach der Stadt treiben und für schönes Geld verkaufen.

Ich werde an den gnädigen Herrn Regierungskommissär einen schönen Gruß von unserer Regierung bestellen, recht klug mit ihm reden und ihn bitten, mir wenigstens zwei Hufen Wald und etwas Streu zu schenken. Wenn ich ein Gut haben soll, so will ich auch ein ordentliches Gut besitzen. Den Knecht schicke ich Morgens in die Stadt, damit er das Holz verkauft. Gott sei Dank, ich sehe doch, daß mich der Agent nicht betrogen hat!"

Von der Quarantäne kam jetzt ein kleines Schiff herangesegelt. Vier bis fünf Beamte stiegen auf das Verdeck des Auswandererschiffes. Diesem folgte ein zweites Schiff aus der Stadt, in welchem sich die Agenten der Hotels und der Gasthöfe, Führer, Geldwechsler und Bahnagenten befanden. Alles schrie laut durch einander, und auf dem Verdeck entstand ein Rennen, Drängen und Stoßen sondergleichen.

Lorenz und Marie wurden im Gedränge mit fortgerissen und ehe sie es sich versahen, befanden sie sich in dem geräumigen Zollgebäude. Der Zollbeamte revidirte ihr Gepäck, rief all right und zeigte ihnen den Ausgang.

„Väterchen, was werden wir jetzt beginnen," fragte Marie.

„Wir müssen warten, Kind. Der Agend sagte ja, es würde bald ein Regierungscommissär nach uns fragen."

Sie standen auf der Straße und warteten auf den Regierungscommissär, während das Geräusch und der Lärm der unbekannten Großstadt sie umtosten. Die Straße war lang und breit, und eine große Volksmenge wogte auf und nieder, gerade wie daheim auf dem Jahrmarkte. Equipagen, Omnibusse und Gepäckwagen rasselten vorüber. Laute einer fremden Sprache schwirrten an ihr Ohr. Jeden Augenblick schlüpften schwarze Menschen mit dicken Köpfen und krausen Haaren an ihnen vorbei, bei deren Anblick Lorenz und Marie sich andächtig bekreuzten. Mehrere Stunden waren vergangen und sie standen noch immer auf der Straße und warteten auf den Regierungscommissär. Der polnische Bauer mit den langen grauen Haaren und der pelzbesetzten eckigen Mütze und das Mädchen im dunkelblauen Kleide und mit den Korallen um den Hals auf amerikanischem Boden, in New York, boten gewiß einen eigenartigen Anblick dar, allein die Leute gingen vorüber, ohne sie auch nur anzusehen. Wiederum verfloß eine Stunde; der Himmel bedeckte sich mit Wolken, ein starker Regen mit Schnee vermischt, fiel herab, und vom Meere her wehte ein eisig kalter Wind. Und sie standen und warteten auf den Reichscommissär, doch er kam nicht. Was sollten sie nur anfangen, wenn er überhaupt nicht kam wenn der Agent sie betrogen hatte? Die armen Bauernherzen erbebten bei dem bloßen Gedanken.

Es dunkelte bereits, das Treiben am Hafen ließ nach, auf den Straßen wurden die Laternen angezündet, und die Stadt schwamm gleichsam in einem Meere von Licht. Singend zogen die Hafenarbeiter in großen Gruppen in die Stadt. Der Hafenplatz lag allmählich öde da; das Zollgebäude wurde geschlossen. Die Armen standen und warteten auf den Regierungskommissär. Es wurde Nacht, und im Hafen war es todtenstill. Aber sie warteten.

Wenn sie auch nicht warten wollten, wohin sollten sie denn gehen? Es fror sie immer mehr, und auch der Hunger machte sich fühlbar. Wenn sie wenigstens ein Obdach finden könnten — sie waren ja bis auf die Haut durchnäßt! Ach, der Regierungskommissar kam nicht, und er konnte auch nicht kommen, da es derartige Kommissare überhaupt nicht giebt! Jener Agent war ein elender Schurke.

Lorenz konnte sich nicht mehr auf den Füßen halten. Ein schweres Geschick hatte Gott ihm auferlegt, aber er trug es mit Geduld, wie es eben nur ein gläubiger Bauer vermag. Die Stimme des Mädchens, welches vor Kälte zitterte, weckte ihn aus seiner Betäubung.

„Väterchen!" flehte Marie leise.

„Sei still, mein Kind, für uns giebt es kein Erbarmen, keine Rettung!"

„Väterchen, laß uns nach Hause zurückkehren!"

„Geh, stürze Dich ins Meer, mein Kind!"

„Mein Gott, mein Gott!" jammerte Marie.

Lorenz empfand Mitleid mit seinem armen Kinde.

„Unglückliche Waise", rief er mit bebender Stimme, „möge sich Gott wenigstens Deiner erbarmen!"

Sie hörte die Worte ihres Vaters nicht mehr; sie lehnte den Kopf an die Mauer des Zollhauses und schloß die Augen.

Ein schwerer, fieberhafter Schlaf befiel sie; es träumte ihr, sie sei in der Heimath, und ihr Geliebter singe ihr ein Liedchen vor.

Die ersten Sonnenstrahlen fielen auf den Hafen, auf das Meer, auf die Schiffe und auf das Zollgebäude. Vor dem letzteren lagen, halb mit Schnee bedeckt, zwei arme Menschenkinder mit bleichen Gesichtern in einem todesähnlichen Schlafe. Allein ihre Stunde hatte noch nicht geschlagen — sie sollten den Leidensbecher noch weiter trinken und ihn leeren bis zur Hefe.

II.

In einer der elenden Menschenhöhlen in Chattamsquare finden wir unsere alten Bekannten wieder, Lorenz Toparek und seine Tochter Marie. Sie saßen in der Stube eines elenden Hauses, welches kaum diesen Namen verdiente; die Wände waren mit Schwamm bedeckt, das Fenster hatte keine Scheiben, ein durchlöcherter eiserner Ofen, ein Stuhl mit drei Beinen und ein Bündel Stroh bildeten die ganze Einrichtung. Der Alte kniecte vor dem Ofen und wühlte in der Asche herum, ob darin nicht noch eine Kartoffel verborgen ist, zwei Tage dauerte bereits sein emsiges Forschen, allein Alles ist vergebens. Marie sitzt zitternd vor Kälte auf dem feuchten Strohlager und schaut gedankenlos in die Ferne. Sie fühlt sich so krank und so elend, ihre einst so blühenden Wangen sind tief eingefallen, ihre Gesichtsfarbe ist blaß, und die Augen sind groß und träumerisch. Die verdorbene Luft, der Kummer und die elende Nahrung haben ihre Spuren auf diesem jungen Antlitz zurückgelassen. Die Armen nährten sich ja ausschließlich von Kartoffeln, doch seit zwei Tagen waren auch diese ausgegangen, und sie hatten kein Geld, um neue zu kaufen. Jetzt wußten sie nicht, was sie beginnen, wovon sie leben sollten.

„Marie, ich halte es nicht mehr aus," sprach der Alte, „und Du hältst es auch nicht länger aus. Ich werde ans Meer gehen und Holz sammeln. Dann heizen wir im Ofen ein. Vielleicht finde ich auch etwas Eßwaaren."

Marie erwiederte nichts, und er ging. Verschiedene Brettchen schwammen auf dem Meere, die Wellen warfen sie an's Land, und der Bauer konnte binnen kurzer Zeit genug auffsammeln. Er fand auch einige Speisereste und verzehrte sie gierig; daß auch seine Tochter Hunger hatte, daran dachte er nicht. Ein großer Wagen voll Kartoffeln war in ein ausgefahrenes Loch gerathen und blieb darin stecken. Lorenz war dem Fuhrmann beim Herausziehen behilflich, wobei viele Kartoffeln in den Koth fielen. Mit zitternden Händen hob unser Bauer die Kartoffeln auf, verbarg sie am Busen und schöpfte neue Hoffnung.

„Nun, Gott sei dank, daß er unser Elend ansieht!" seufzte er. „Holz ist da, das Mädchen kann Feuer anmachen, und Kartoffeln habe ich so viel, daß sie auf zweimal reichen. Gott ist barmherzig. In der Stube wird es bald wohnlicher sein. Das Mädchen hat anderthalb Tage nichts gegessen, es wird sich freuen. Ja, Gott ist gnädig."

Seitdem Lorenz fortgegangen war, rührte Marie sich nicht von der Stelle; still duldend saß sie auf dem Strohlager. Da öffnete Jemand die Stubenthür. Marie meinte, es wäre der Vater, und blickte gar nicht auf.

"Look here!" rief eine fremde Stimme.

Es war der Besitzer der Baracke, in welcher sie wohnten, ein alter Mulatte in schmutzigen Lumpen, mit düsterem Gesicht und dicken Wangen, die mit Tabak vollgestopft waren. Als Marie ihn erblickte, erschrak sie; die kommende Woche mußten sie einen Dollar bezahlen, und sie hatten keinen Cent mehr. Demüthig ging sie auf ihn zu, umfaßte wortlos seine Kniee und küßte ihm die Hand.

„Ich muß den Dollar haben!" sagte er.

Das Wort „Dollar" verstand sie, schüttelte mit dem Kopfe, und ihn flehentlich ansehend, gab sie ihm durch Zeichen zu verstehen, daß sie kein Geld besitze, daß sie seit zwei Tagen nichts gegessen habe, und daß er Mitleid mit ihr haben möchte.

„Gott wird es dem gnädigen Herrn vergelten," fügte sie in polnischer Sprache hinzu, da sie nicht wußte, was sie sagen, was sie thun sollte.

Der Mulatte verstand zwar nicht, daß er ein „gnädiger Herr" sei, aber so viel merkte er wohl, daß er den Dollar nicht bekommen würde. Mit der einen Hand nahm er die Bündel mit den wenigen Habseligkeiten, mit der andern faßte er das Mädchen am Arme, stieß dasselbe die Treppe hinab und zum Hause hinaus und warf ihr die Sachen vor die Füße.

Das bleiche Mädchen wartete vor dem Hause die Rückkehr ihres Vaters ab. Als dieser kam, erzählte sie ihm Alles und ging mit ihm die Straße hinab. Zwei solch elende Gestalten, wie der Greis und das Mädchen, würden überall die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregt haben, doch in diesem Stadtviertel ist man an den Anblick des Elends allzu sehr gewöhnt.

Sie gingen nach dem Hafen. Düster schaute der Bauer vor sich hin, ein furchtbarer Entschluß malte sich auf seinem Antlitz. Zu seiner Tochter sprach er kein Wort; als jedoch die Nacht hereinbrach, und im Hafen kein Mensch mehr zu sehen war, sagte er mit einer eigenthümlichen heiseren Stimme zu seiner Tochter:

„Unglückliches Kind, ich werde Dich ins Wasser stürzen," fuhr er fort, „und dann springe ich Dir nach. Es gibt für uns keine Rettung, kein Erbarmen mehr. Morgen wirst Du keinen Hunger mehr leiden. Morgen wird Dir wohler sein, als heute...."

„Ich will nicht, Väterchen, ich will nicht," schrie Marie. „Fürchtest Du denn Gott nicht? Herziges, goldenes Väterchen, habe Erbarmen mit mir! Was habe ich Dir denn gethan? Ich habe ja niemals über mein schweres Schicksal geklagt, ich habe geduldig mit Dir Hunger und Kälte gelitten, Väterchen."

Er athmete schnell und preßte krampfhaft die Hände zusammen, während sie immer verzweiflungsvoller und rührender um ihr Leben bat.

„Erbarmen, Gnade, Gnade!" flehte sie. „Ich bin ja Dein Kind, ich bin arm und krank, ich habe ja nicht lange mehr zu leben, aber ich habe Angst vor dem Wasser, ich habe Angst vor dem Tode...."

Jammernd und wehklagend klammerte sie sich an ihn an und drückte flehend ihren Mund auf die Hände, welche sie in den Abgrund stürzen wollten. Allein dies Alles schien ihn nur noch mehr zu erbittern, seine Ruhe ging in Wahnsinn über, er fing an zu toben. Für einige Augenblicke wurde es still, man hörte nur ein Hin- und Herzerren und das Knarren der Bretter.

„Erbarmen, Vater, Erbarmen!" schrie Marie voll der höchsten Verzweiflung.

Mit Anwendung seiner ganzen Kraft schleppte Lorenz seine unglückliche Tochter bis an's Meer und gab ihr einen Schlag auf den Mund, damit man ihr Schreien nicht hören sollte. Marie fühlte, daß ihre Kräfte von Sekunde zu Sekunde schwächer wurden, sie hatte keinen Boden mehr unter den Füßen, und in wahnsinniger Todesangst hielt sie sich an dem Gemäuer fest. Der Bauer bückte sich, er versuchte ihre Hände loszumachen. Ihr schwanden die Sinne, eine Ohnmacht umfing sie, und als sie daraus erwachte, lag sie ruhig auf der Schiffbrücke; ihr Vater kniete neben ihr und schluchzte herzzerreißend.

„Marie, verzeihe mir, mein Kind!" flehte er mit gebrochener Stimme. Marie suchte im Finstern seine Hand, drückte einen Kuß darauf und flüsterte in weichem Tone:

„Väterchen, möge Dir der liebe Gott so verzeihen, wie ich Dir von Herzen verzeihe!"

Der Mond ging auf und strahlte in makelloser Schöne am nächtlichen Himmelsdom. Marie schlief, und im Traume schien es ihr, als stiegen Tausende kleiner Englein hernieder und sängen mit lieblicher Stimme ein Schlaflied. Und es wurde der Armen so wohl, so ruhig, so wonnig zu Muthe. Der Tag brach an. Lorenz kniete weinend neben seiner Tochter, er meinte, sie wäre todt — bleich und regungslos lag sie mit geschlossenen Augen da. Die Sonne stieg am Himmel empor, und ihre goldenen Strahlen fielen auf das blasse Gesicht Mariens und schienen sie zu küssen und zu liebkosen. Die bleichen Wangen färbten sich rosig, das Mädchen lächelte und öffnete die Augen. Ohne große Anstrengung erhob sie sich und folgte ihrem Vater. Kaum waren sie einige Schritte gegangen, da bemerkten sie, daß zwischen zwei Balken ein Packet lag; dasselbe enthielt Brod und Fleisch. Wahrscheinlich hatte sich dort irgend ein Arbeiter sein Frühstück aufgehoben. Die Aermsten verrichteten ihr Gebet, aßen und gingen neu gestärkt weiter. Sie kamen vor dem Zollgebäude vorüber und bogen in die Waterstreet ein. Vor einem Hause stand ein großer Herr mit einem weißen Schnurrbart und hielt einen Knaben an der Hand. Als er die Polen erblickte, malte sich großes Erstaunen auf seinem Gesicht; er blickte sie genauer an und lächelte.

„Woher seid Ihr, Leute?" fragte er im reinsten Polnisch.

Es war ihnen, als hätte der Blitz sie getroffen. Der Bauer wurde bleich wie der Kalk an der Wand und wäre beinahe vor Schreck zu Boden gestürzt; er traute seinen Augen und Ohren nicht recht. Marie erholte sich zuerst von ihrem Erstaunen, fiel dem Greise zu Füßen und erzählte ihm mit kurzen Worten ihre ganze Leidensgeschichte.

Der Greis führte sie in ein nahes Gasthaus und ließ ihnen zunächst Essen und Trinken geben. Unterdessen überlegte er.

„Wenn ich die Leute nach Hause zurückschicke," sprach er zu sich, „so macht das große Kosten. Und was werden sie dort antreffen? Was sie besaßen, haben sie verkauft, und ihnen bliebe nichts übrig, als betteln zu gehen. Wer weiß, was aus dem Mädchen würde, wenn es in Dienst gehen müßte!" Und laut fügte er hinzu: „Da ihr nun einmal hier seid, so müßt Ihr es versuchen. Es wird das Beste sein, Euch nach einer Colonie zu schicken. Das Mädchen kann dort bald heirathen, zu Zweien können sie etwas Vermögen sich sparen, und wollen sie zurückkehren, so nehmen sie den Alten mit."

Höre, Alter! In Borowina in Arkansas wird eine neue Colonie angelegt. Es ist ein schönes, warmes Land, und die Regierung gibt einem jeden Ansiedler 160 Morgen Acker und Land. Was Du zur Errichtung der Wirthschaft nöthig hast und das Reisegeld bekommst Du von mir, ich bin in der Lage, es zu thun. Ihr fahrt von hier mit der Eisenbahn nach der Stadt Little Rock, von dort geht es per Axe weiter. Ihr trefft in Little-Rock noch mehrere Gefährten. Uebrigens werde ich Dir auch einige Empfehlungsbriefe mitgeben. Ich will Euch helfen, weil ich Euer Landsmann bin. Aber Deine Tochter bedauere ich hundertmal mehr als Dich, verstehst Du mich? Danket Gott, daß Ihr mir begegnet seid!"

Auf einmal wurde seine Stimme ungemein weich.

„Höre mich an, mein Kind!" sprach er zu Marie. „Hier hast Du meine Karte, bewahre sie sorgfältig auf, und wenn jemals die Noth Dich heimsucht, wenn Du einsam und ohne Schutz auf der Welt zurückbleiben solltest, so suche nur getrost mich auf! Du bist ein armes, gutes Kind. Sollte ich sterben, so wird sich mein Sohn Deiner annehmen. Aber verlieret mir die Karte nicht! Und nun folget mir!"

Unterwegs kaufte er Wäsche und Kleider für sie und führte sie endlich in sein Haus, wo er sie auf das Freigebigste bewirthete. Am dritten Tage befanden sie sich bereits auf der Reise nach Little Rock; Lorenz hatte hundert Dollars in der Tasche und Marie hoffte und vertraute, daß der nämliche Gott, welcher sie aus dem Elend errettet, sie auch fernerhin beschützen werde. Sie kamen über einen Fluß, der viel breiter war, als die Weichsel; später erfuhren sie, daß derselbe Mississippi hieß. Spät in der Nacht kamen sie endlich in Little Rock an.

III.

In der Colonie stand es schlecht. Ehe dieselbe fertig war, trat in der Nacht der Fluß über seine Ufer und überschwemmte die ganze Gegend, und das Wasser stieg immer höher und höher. Die Kinder weinten, die Frauen schrieen, die Thiere brüllten und die Verwirrung war grenzenlos. Marie kniete neben ihrem kranken Vater, rang die Hände und rief um Hilfe. Da trat Orlik, der sich eifrig um das Mädchen bewarb, ein und sagte:

„Ich werde Euch nicht verlassen, so wahr mir Gott helfe, nein, ich werde Euch Beide aus diesem Elend erretten. Wartet nur einen Augenblick!"

Er ging hinaus, höhlte mit einem Handbeile binnen wenigen Minuten einen gefällten Baum aus, trug den Alten in das improvisirte Schiff, warf die Flinte über die Schulter, bestieg mit Marie den Kahn, stieß ab und begann zu rudern. Sobald sie das eigentliche Strombett erreichten, eilte das Schiff blitzschnell dahin. Lorenz fühlte sein Ende nahen.

„Marie, meine Tochter," sagte er mit matter Stimme, „ich werde den morgigen Tag nicht erleben. O Mädchen, hätte ich doch Lipince niemals verlassen und Dich niemals in dieses traurige Land gebracht! Allein Gott ist barmherzig, ich habe ja so viel gelitten, und ich vertraue, daß der Allgütige mir meine Sünden vergeben wird. Wenn Ihr könnt, so begrabt mich, und dann mag Dich Orlik zu dem alten Herrn nach New York führen! Er ist ein guter Herr, er wird Mitleid mit Dir haben und Dir Reisegeld geben, und Du kehrst nach Lipince zurück. Mir ist die Rückkehr versagt.... o Gott, mein lieber, guter Gott, gestatte wenigstens meiner Seele gleich einem Vogel dorthin zu fliegen und mein Heimathland noch einmal aus der Ferne zu sehen!"

Marie schluchzte laut, auch Orlik konnte sich der Thränen nicht enthalten. Abends klärte sich der Himmel auf. Der Alte hatte ausgelitten. Die Nacht brach an. Dem Orlik fielen vor Ermüdung fast die Ruder aus der Hand. Auf einmal raffte er sich auf und rief in höchster Aufregung:

„Da kommt das Schiff aus Caresville! Die Yankees schicken uns Hilfe. Wenn sie uns nur nicht verfehlen! Marie, ich werde Dich retten...."

Mit größter Anstrengung ruderte er vorwärts, plötzlich zerbrach das Ruder, und der Kahn blieb in einem Gebüsch stecken. Jetzt fingen Beide an laut um Hilfe zu schreien, aber das Tosen und Brausen der Strömung übertönte ihre Stimme. Orlik griff nach seiner Büchse und legte an, aber der Schuß ging nicht los, das Pulver war feucht geworden. Verzweiflungsvoll warf er sich auf die Erde, er wußte keinen Rath, endlich erhob er sich und fragte mit sanfter Stimme:

„Marie, ein anderes Mädchen hätte ich schon längst in den Wald entführt, möchte es wollen oder nicht, doch dich wagte ich nicht fortzuschleppen, weil ich dich liebe. Einsam stand ich in der Welt, die Leute hatten Angst vor mir, und ich fürchtete mich vor dir.... Aber wenn du mich nicht lieben kannst, dann will ich lieber sterben. Komme ich um, dann traure um mich, Marie und bete für mich, Herzensgeliebte! Lebe wohl, Marie, Marie, lebe wohl, mein Lieb, mein Leben!"

Ehe sie wußte, oder auch nur ahnte, was er eigentlich beabsichtigte, war er in's Wasser gesprungen und schwamm dem Rettungsschiffe entgegen, um Hilfe für seine Geliebte zu holen. Mit übermenschlicher Anstrengung arbeitete er sich vorwärts, er rief um Hilfe.... man hörte ihn — da erfaßte ihn der Strudel und riß ihn in die Tiefe. Unterdessen saß Marie allein neben der Leiche ihres Vaters und blickte wie geistesabwesend dem fernen Lichte entgegen. Dasselbe kam immer näher. Marie begann verzweiflungsvoll zu schreien.

Nach einer Weile hoben kräftige Hände Marie auf und brachten sie in's Schiff. Nach zwei Monaten aus dem Hospital in Little Rock entlassen, fuhr die Aermste nach New York; mitleidige Menschen hatten ihr das Reisegeld gegeben. Das bleiche Mädchen mit den großen blauen Augen glich mehr einem Skelett, als einem Menschen. Mit zitternder Hand zog Marie die Glocke in der Waterstreet. Ein unbekannter, fremder Mann öffnete ihr.

„Ist Mister Hotopolski zu Hause?"

„Wen meinen Sie?"

„Den alten Herrn." Das Mädchen zeigte die Karte.

„Er ist gestorben."

„Gestorben? Und sein Sohn, Herr William?"

„Ist verreist."

Die Thür schloß sich. Sie setzte sich auf die Schwelle und weinte bitterlich. Wiederum war sie in New York, allein, ohne Hilfe, ohne Schutz. Was sollte sie beginnen? Sie ging zum Hafen und flehte die Capitäne an, man sollte sie mitnehmen, allein man wies sie ab. Von namenlosem Heimweh ergriffen, versuchte sie, sich auf ein deutsches Schiff zu schleichen, doch gab man genau Acht und jagte sie mit harten Worten fort. Die Unglückliche setzte sich auf einen Stein und brach in ein schallendes Gelächter aus — sie war wahnsinnig geworden. Täglich kam sie zum Hafen und wartete auf ihren Geliebten. Die Leute gewöhnten sich an die Aermste und gaben ihr zuweilen ein Almosen. Sie dankte demüthig und lächelte wie ein Kind. Dies dauerte zwei Monate, dann sah man sie nicht mehr. Im Polizeibericht stand, am äußersten Ende des Hafens habe man die Leiche eines Mädchens von unbekannter Herkunft aufgefunden.

Von den Sitten und Gebräuchen der alten Littauer finden sich lebensvolle Spuren nur noch in vereinzelten Kreisen, wie Ragnit, Heydekrug, Niederung, Labiau und Memel. Hier wird — wie die „Danz. Ztg." mittheilt — noch vielfach die Forderung erhoben, daß die Braut ihr Hochzeitskleid selbst gesponnen und gewebt habe. Die Kreise Heydekrug und Memel weisen noch Dörfer auf, wo die Einladung zur Hochzeit durch besondere Boten geschieht, die sich ihrer Aufgabe je nach der Gegend hoch zu Roß oder zu Fuß entledigen und an allerlei Bändern, mit welchen der Anzug geschmückt ist, als Abgesandte des Gastgebers zu erkennen sind. Die Einladung zur Kindtaufe gehört im Memeler Kreise vielfach zu den Obliegenheiten, welche der Vater des neugeborenen Kindes in eigener Person vorzunehmen hat. Am Fest selbst und an den beiden folgenden Tagen, über welche der Schmaus gleichfalls sich ausdehnt, ladet man dann die Gäste noch durch besondere Boten ein.

In manchen Gegenden des Kreises Heydekrug hat der Gastgeber bei Begräbnissen nur am ersten Tage für die Genüsse im Essen und Trinken zu sorgen. Die Bewirthung des zweiten Tages übernehmen die geladenen Frauen, indem sie ihre mitgebrachten Gaben an Backwerk, Fleisch und Getränken auftischen. Am dritten und letzten Tage kommen die eingeladenen Männer an die Reihe. Jeder von ihnen rückt mit einem Geldbetrage hervor, wodurch ein Sümmchen zusammenkommt, das in Schnaps angelegt wird. Daß dieser sonderbare Brauch oft ein ungemüthliches Nachspiel zu der ernsten Feier liefern muß, liegt auf der Hand. Der Schnaps spielt bei den Gelagen namentlich im Heydekruger und Memeler Kreise überhaupt eine große Rolle, und zwar meistens in Gestalt einer Zusammensetzung mit Honig und Pfeffer, mit welchen Zusätzen das 50- bis 60gradige Getränk gekocht wird. In dieser Form wird es auch als Medikament selbst in den gefährlichsten Lagen des Lebens eingenommen. Ganz übermenschliche Anforderungen stellt der Tag der Kindtaufe — gewöhnlich schon der nächste Sonntag nach der Geburt. Es werden der Mutter dann die Geschenke für den Täufling überreicht, und zwar in baarem Gelde, jedoch in der Weise, daß die Münze auf dem Boden eines Schnapsglases ruht. Die Empfängerin des Geschenks muß der herrschenden Sitte zufolge erst den Branntwein austrinken, dann erst darf sie das freigewordene Geld an sich nehmen. Je mehr Gäste die Festversammlung zählt, um so größer die Zahl der leerenden Gläser. Daß unter dieser Unsitte die Frauen nicht zu Grunde gehen, darf als Beweis dafür gelten, daß die Littauerinnen einer kräftigen Körperanlage sich erfreuen und im Trinken wohl geschult sind.

Wenn das Glück Einem nicht hold ist,

läßt es den Schneider im Stiche,
kehrt bei dem Gastwirth nicht ein,
ist dem Krämer nicht gewogen,
lächelt dem Komiker nicht, und
macht dem Kalkulator einen Strich durch die Rechnung.

dem Gärtner blühen keine Rosen,
der Fabrikant spinnt keine Seide,
dem Historiker wird die Geschichte zu dumm;

dem Jäger geht Alles fehl,
der Wanderer kommt nicht vorwärts,
der Lastträger kann es nicht weit bringen,

der Schlosser steckt in der Klemme,
der Schriftsteller sitzt in der Tinte,
der Schiffer auf dem Trocknen,
dem Landmann will sein Weizen nicht blühn,

und der Schuster hat — Pech!

— Ironisch. „Du hast wohl ein hübsches Dienstmädchen?" — „Weshalb?" — „Nun, Dein Mann küßt Dich so häufig und er ist doch so — zerstreut!"

Kußmarkt und Mädchenmarkt.

Von Oswald Neuschatz de Jassy.

I. Der Kußmarkt zu Halmagen.

Nirgends hat sich die Poesie der alten Daken so rein erhalten, wie in dem romantischen Theile der westlichen Karpathen, nirgends ist sie so voller mythischer Eigenthümlichkeiten, wie bei den Motzen, den Rumänen der westlichen Karpathen, und im malerischen Wallenthale, dem Paradiese Siebenbürgens. Dort sitzen auch heute noch in den langen Winterabenden die Mütterchen am Spinnrade und erzählen beim Knistern des Heerdfeuers von dem Ruhme und der Macht der Ahnen und flechten in die vererbten Traditionen die duftigsten Märchen ein.

Aber so sonderbar es klingen mag, die Sagen sind nicht Sagen, die Märchen nicht Märchen, die Tradition nicht Tradition allein — Alles lebt und webt thatsächlich, Alles geschieht vor unsern Augen, und nur den Fremden, Uneingeweihten dünken jene Gebräuche eine alte Sage; ein verklungenes Märchen, eine bewahrte Tradition.

So ist es auch mit dem Kußmarkte in Halmagen.

Halmagen ist ein rumänisches Städtchen im Hatzeg (Siebenbürgen), das zwölfhundert Seelen zählt und als Sitz des griechisch-katholischen Prototypen recht gute Volksschulen hat.

Am Tage des heiligen Theodor findet dort ein Jahrmarkt statt, an dem die Einwohner von sechzig bis achtzig Dörfern theilnehmen. Zumeist aber wimmelt die Stadt von jungen neuvermählten Frauen, die als Jungfrauen geheirathet haben.

Wiederverheirathete Wittwen bleiben in ihrem Dorfe zurück.

Schon am frühen Morgen des heiligen Theodor nimmt Halmagen eine heitere, festliche Physiognomie an. In ihrem schönsten Schmucke erscheinen die jungen Frauen, selten von ihren Männern, meistentheils von ihren — man staune — Schwiegermüttern begleitet, oder sie kommen auch ohne diese, dann aber zu je zwei oder drei mit blumengeschmückten Weinkrügen in den Händen. — Wer ihnen begegnet, wird von ihnen geküßt, wen sie geküßt, dem reichen sie den Krug zum Nippen, wer aus dem Kruge getrunken, der „beehrt" sie mit einem kleinen Geschenke.

Von dem dargebotenen Kruge nicht trinken, ist eine Beleidigung, die sowohl der jungen Frau, als auch ihrer Familie zugefügt wird. Deshalb sind auch die „Küssenden" dem Fremden gegenüber zurückhaltend. Nur dann lassen sie diesen ihres Kusses theilhaftig werden, wenn sie überzeugt sind, daß er aus dem dargebotenen Kruge trinken werde. Das „Küssen" geschieht auf der Straße, in den Weinstuben und auch in den Häusern bekannter Personen. Böse Mäuler wollen behaupten, daß nur durch den moralischen Verfall der Wallenthaler der „Kußmarkt" entstehen konnte. Andere aber versichern, daß keine unmoralische Handlung geschehe, daß die Menge selbst die polizeiliche Aufsicht übe, daß der Anstand, soviel es bei einem Kußmarkte möglich ist, in allen anderen Beziehungen gewahrt werde.

Welchem Umstande diese Sitte entstammt, hat man bisher nicht erfahren können.

Einige glauben, daß der Kußmarkt aus der Zeit herrühre, als noch das weiße Thal des Crisch von den Motzen bewohnt war. Die ihnen in Halmagen begegnenden Colonien der andern Ortschaften äußerten ihre Freude dadurch, daß sie jene umarmten und küßten. Jene aber beehrten die wieder Abziehenden mit Geschenken.

Andere meinen, daß die Crischanen, welche Schäfer waren, zu Anfang des Frühlings das flache Thal verließen, um die Schafe auf die Berge zu treiben. Die sie begleitenden Frauen verabschiedeten sich von ihnen, indem sie sie küßten, und für den Kuß erhielten sie eine kleine Aufmerksamkeit.

Eine andere Lesart geht dahin, daß diese Sitte der Zeit entstammen müsse, als noch die Türken Einfälle in Siebenbürgen bis nach dem Crisch machten, wo sie die jungen Frauen raubten und gefangen führten. Die der Gefangenschaft entflohenen Frauen küßten bei ihrer glücklichen Rückkehr nach Halmagen, wo gerade Jahrmarkt war, alle Freunde und Bekannte, vielleicht auch die anwesenden Fremden, die sie zu ihrer wunderbaren Rettung beglückwünschten, und so soll sich die Sitte des „Küssens" am Jahrmarkt zu Halmagen bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

II. Der Mädchenmarkt auf dem Berge der Henne.

Gaina oder der Berg der Henne bildet die südwestliche Seite der westlichen Karpathen und erreicht eine Höhe von 1744 Meter über dem Meeresspiegel. Zu ihren Füßen liegt das obere Widra, dessen Name in das Dunkel der Sage sich verliert.

Zur Zeit als noch die Berge Bihariens reich an Goldminen waren, erzählen die Widranen, flog aus demselben eine Goldhenne heraus und auf den Gipfel des Berges, wo ihr Nest mit den Goldeiern lag. Von der wunderbaren Schönheit der Henne angezogen, versuchten es die Widranen, sie einzufangen. Allein die Henne verschwand spurlos und mit ihr alles Gold. Umsonst gruben die Motzen weiter, kein Goldäderchen war zu finden. Die verfolgte Goldhenne war die Nymphe der Berge und hatte alles Gold in die Gegend gezaubert, wohin sie ihre Zuflucht genommen.

Vom Gipfel der Gaina gewahrt man zu beiden Seiten einige Lichtungen, die das obere Wiora vom Städtchen Bulzesti trennen und die Grenze bilden zwischen Motzen und Crischanen. Zu Füßen des Berges schlängelt sich ein Flüßchen, in dessen krystallklaren Wellen der Sonnenstrahl in Regenbogenfarben sich spiegelt.

Am ersten Sonntag nach dem heiligen Peter geht es auf dem Berge der Henne lebhaft und lustig zu. Es ist der Tag des phantastischen Mädchenmarktes. In aller Frühe schon strömen von den benachbarten Hügeln die Motzen und Motzinnen, Crischanen und Crischaninnen herbei. Festlich geschmückt, unter Spiel und Sang kommen sie. Zwei Delegirte, der eine seitens der Motzen, der andere seitens der Crischanen, ziehen eine Demarkationslinie in die weite Wiese, wo zunächst der Markt abgehalten werden soll. Den östlichen Theil besetzen die Motzen, den westlichen die Crischanen. Bis gegen die zehnte Morgenstunde ist Alles mit dem Ein- und Verkauf von verschiedenen Gegenständen beschäftigt, dann wird beim Spiele der „Lautari" (Fiedler), die um kleine Weintonnen stehen, auf dem grünen Rasen gespeist. Nach dem Essen wird die Demarkationslinie überschritten und der Tanz beginnt im ganzen Städtchen zwischen Motzen und Crischanen, die in Gruppen von je acht oder zehn Pärchen die Nationaltänze aufführen.

Während des Tanzes werden allerlei Scherze und Späße getrieben, und Motzen und Crischanen machen die durchsichtigsten Anspielungen und zärtlichsten Anträge. Oder sie werfen sich gegenseitig boshafte Bemerkungen zu, die fast immer harmlos sind, aber auch zuweilen einen ernsten Charakter annehmen. So improvisirt der Crischane auf Rechnung des Motzen:

Halte Motze meine Traista, (Proviantsack)
Daß ich tanz' mit Deiner Molein;
Doch mach Dir den Sack nicht eigen;
Eh' ich fertig mit dem Reigen.

Und der Motze erwiedert in noch boshafterer Weise:

He Crischane, arme Wanze!
Gieb mir Deine Maid zum Tanze!
Tanze ich sie durch nicht gut,
Fahr' in Dich die Drachenbrut!

Bis zum Abend geht es so fort. Dann macht sich Alles scherzend und lachend auf den Weg. Der von Natur aus heftige und jähzornige Crischane zerbricht aus Aerger darüber, daß er seine Töpfe nicht an den Mann gebracht, dieselben mit dem Wanderstabe, der bessergelaunte heitere Motze, der die gekauften Töpfe schnell nach Hause befördern möchte, wirft sie den Berg hinunter ins Thal.

Was nun den Mädchenmarkt als solchen auf dem Berge der Henne betrifft, so wollen manche Kulturhistoriker behaupten, daß er nur im Gehirn fremder Verleumder existire. Der wahre Thatbestand sei der: Vor vielen Jahren sollen die Hirten jenes Berges jährlich eine Feier mitten unter den Heerden veranstaltet haben, an der die am Fuße des Berges wohnenden Widranen, Speise und Trank mitbringend, theilzunehmen pflegten.

Die in der Nähe wohnenden Crischanen, die von der Feier den Widranen ihren materiellen Nutzen ziehen wollten, stellten sich mit Verkaufsgegenständen ein, und so erhielt mit der Zeit die lokale Unterhaltungsfeier der Widranen ein allgemeineres Gepräge. Auch war es die Gepflogenheit der Widranen am Tage des heiligen Peter, dem Feudalherrn Holaky für das Abweiden ihrer Heerden den Zinsgroschen zu entrichten. Froh darüber, daß sie den „Satanspfennig" bezahlt hatten, ergingen sie sich an jenem Tage in Festlichkeiten, und die Crischanen, die davon hörten, daß jene Speise und Trank hatten und bei guter Laune waren, machten sich auf den Weg „zur Henne", wohin sie ihre Geräthschaften mitbrachten, die sie gern losschlagen wollten. So entstand der Jahrmarkt auf dem Barge der Henne.

Daß bei solchen Anlässen manches zarte Band geknüpft, ja manche Ehe geschlossen ward, mag ja sein, will aber nicht sagen, daß die Motzen deshalb ihre Töchter auf die Gaina brachten und noch bringen. Daß die Crischanen die Töchter der Motzen gern an sich ziehen, ist ihnen nicht zu verargen, da diese an Schönheit weit über den Crischaninnen stehen. Dies mag auch der Grund sein, weshalb die Ehen meistentheils unter Crischanen und Motzinnen, selten unter Motzen und Crischaninnen geschehen.

Eine andere, einen historischen Charakter tragende Deutung des Mädchenmarktes zu Gaina rührt von einem alten siebenbürgischen Rumänen Gavrila Badescu her, dem sie sein hundertunddreißig Jahre alt gewardener Vater mitgetheilt haben soll. Sie lautet: Als eines Tages die Widranen auf dem Berge der Henne vergnügt zubrachten, wurden sie plötzlich von Mongolen überfallen. Sie wehrten sich aber so tapfer, daß sie den Feind in die Flucht trieben. Zum Andenken an diesen Sieg feiern die Motzen den Tag des heiligen Peter in ganz besonderer Weise.

In diesem Sinne äußert sich auch der deutsche Ethnograph Reißenberger.

Die in Ungarn einfallenden Mongolen, sagt er, wurden von den Rumänen, die am Fuße der westlichen Gebirge Bihariens wohnen, in die Berge getrieben, wo sie von den siebenbürgischen Rumänen aufgerieben wurden. Zum Andenken an den davongetragenen Sieg über die Mongolen ergehen sich die Rumänen in Festlichkeiten am Berge der Henne, wo am Tage des heiligen Peter viele Ehen geschlossen werden.

— Die kennt's. Junge Frau (auf der Hochzeitsreise): Sagen Sie 'mal, Frau Wirthin, wie lange dauern denn hier auf dem Lande die Flitterwochen? — Bäuerin: Na, so um die Zeit, wanns die ersten Prügel giebt, dann sind's herum!

— Merkwürdiger Maßstab. Sage mal, die Familie F. ist sehr reich? — Colossal! Du glaubst garnicht, was diese Leute für Gold- und Silbersachen — auf's Leihamt tragen!